

# Verborgene Macht



M.I.R.A.G.E.

Cord Gudegast  
Urban Fantasy Thriller

# Table of Contents

Prolog  
Kapitel 1  
Kapitel 2  
Kapitel 3  
Kapitel 4  
Kapitel 5  
Kapitel 6  
Kapitel 7  
Kapitel 8  
Kapitel 9  
Kapitel 10  
Kapitel 11  
Kapitel 12  
Kapitel 13  
Kapitel 14  
Kapitel 15  
Über den Autor

# **M.I.R.A.G.E.**

Verborgene Macht

Urban Fantasy Thriller

Cord Gudegast

# Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über [dnb.dnb.de](http://dnb.dnb.de) abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

Realm & Rune Verlag  
Heimat phantastischer Geschichten und  
spannender Geschichte!  
[www.realm-and-rune.de](http://www.realm-and-rune.de)  
Insta/TikTok: @realm\_and\_rune

ISBN 978-3-69026-070-1  
© 2026 Realm & Rune Verlag  
Idee & Text: Cord Gudegast  
Lektorat & Korrektorat: Sonja Blank  
Coverdesign: Sonja Blank  
Buchsatz & Design: Sonja Blank

Kontakt: An der Obstwiese 9, 50171 Kerpen, [info@realm-and-rune.de](mailto:info@realm-and-rune.de)



# Prolog

Der Goldschmied hatte mehrere Monate gebraucht, um die Materialien zusammenzusuchen und das Amulett nach den Vorgaben der hochgeborenen Dame herzustellen. Dabei waren die Ideen der Frau nicht leicht umzusetzen gewesen. Sie hatte eine sehr detaillierte und vor allem filigrane Zeichnung abgegeben und auf eine genaue Erfüllung dieser Vorstellungen bestanden.

Er betrachtete das Amulett nachdenklich. So eine feine Arbeit entsprach nicht der üblichen Weise, in der die Reichen ihre Schmuckstücke mochten. Im Vergleich zu den bisher von ihm hergestellten Stücken wirkte dieses beinahe fragil und so, als wäre es für ein Kind und nicht für eine erwachsene Dame hergestellt.

Es bestand aus purem Gold, und um an dem Drachen jede einzelne Schuppe herauszuarbeiten, hatte er seine ganze Geschicklichkeit und jahrelange Erfahrung nutzen müssen. Die kleinen Smaragde einzusetzen, war eine noch weit größere Herausforderung gewesen. Er betrachtete den kleinen Anhänger als sein wahres Meisterstück, auf das er zu Recht stolz sein konnte.

Jetzt lag das Schmuckstück auf einem kleinen, weinroten, samtenen Kissen auf dem Altar.

Im Halbkreis darum knieten die adlige Dame, die das Amulett in Auftrag gegeben hatte, zwei ihrer Hofdamen, er selbst und drei Würdenträger. Einer war ein christlicher Priester, der auch die Zeremonie geleitet hatte, ein Rabbiner und eine heidnische Priesterin der Minerva. Sie alle hatten Gesänge angestimmt, die das Amulett

segnen und den göttlichen Funken in es einfahren lassen sollten. Jetzt breitete der Kleriker die Hände über die im Halbkreis um den Altar knienden Personen aus und sprach eine abschließende Segensformel. Ein Schweißfilm bedeckte seine Stirn und nach einer Strophe übernahm der Rabbiner in seiner Sprache, dann folgte die Minerva-Priesterin, bevor das Gebet von allen dreien im Chor beendet wurde. Sie hoben ihre Hände und riefen den Segen des Himmels an. Die in das Schmuckstück verbauten Smaragde leuchteten und auch das Gold glänzte heller und kraftvoller, sodass eine Aureole um das Amulett schimmerte.

Seine Nackenhaare stellten sich auf, aber nicht aus Angst, sondern weil irgendeine Form von göttlichem Hauch ihn und auch die anderen Teilnehmer des Rituals berührte. Er sah sich um, erfüllt von einem Gefühl, dass etwas Großes passierte, etwas, das er noch nie erlebt hatte, und von dem er sicher war, dass es nur die allerwenigsten Sterblichen jemals erlebt hatten oder erleben würden. Sie alle waren gesegnet, Zeuge der Erschaffung etwas Größerem zu sein.

»Es ist vollbracht, edle Dame«, sagte der Priester mit einer leichten Verneigung in Richtung der Dame und umspannte mit einer weit ausholenden Geste das Amulett auf dem Altar.

Die Priesterin der Minerva wandte sich ebenfalls an die Dame: »Ihr könnt es nehmen, die Götter waren uns zugeneigt.«

Der Rabbiner gab einen huldvollen Kommentar in seiner Sprache ab und die Dame erhob sich langsam. Der Priester reichte ihr das Kissen mit dem Amulett, die Minerva-Priesterin bot ein kleines, reich verziertes Kästchen aus Holz an. Die Dame verneigte sich lächelnd, nahm das Kästchen entgegen und legte anschließend das Amulett auf dem Kissen hinein.

Als sie den Deckel schloss, wandte sie sich an die versammelte Gruppe: »Ich danke Euch allen für eure Teilnahme. Meinen Hofdamen

für die Kraft, die sie in das Ritual einfließen ließen, den anwesenden Stimmen der Götter für ihre Bereitschaft, über alle Grenzen hinweg an der Erschaffung von etwas Mächtigem und Beschützendem mitzuwirken, sowie dem Künstler, der das Gefäß schuf.« Dabei drehte sie sich dem Goldschmied zu, der bescheiden den Kopf senkte. »Ohne Euch wäre es nicht möglich gewesen, genug Kraft zu fokussieren, um dies zu erschaffen. Ich danke Euch.«

Sie verneigte sich in die Runde und alle taten es ihr gleich. Jeder der Anwesenden hatte das Gefühl, Zeuge der Entstehung von etwas gewesen zu sein, das die Welt ändern könnte.

# Kapitel 1

Die Highschool war für Charly immer die Hölle gewesen. Nicht nur, dass sie wenig Interesse an ihrer akademischen Ausbildung hatte, sie wusste genau, dass eine öffentliche Highschool nicht eben ein Garant für einen guten Job in der Zukunft war. Also verbrachte sie die meiste Zeit mit Jungs, auf Partys oder in Terry's Diner, jedenfalls dann, wenn sie nicht mit Trainieren beschäftigt war.

Schon mit den ersten Schritten hatte ihr Großvater sie unter seine Fittiche genommen. Michael Bell war in jungen Jahren 1971 mit der HMS Chichester nach Hongkong gekommen. Er erlernte dort Kung Fu, bis er Anfang der Achtzigerjahre mit seiner amerikanischen Frau und seinen drei Kindern in die USA zog und sich schlussendlich in Maine niederließ. Als seine Enkeltochter geboren wurde, begann er sehr früh, die kleine Charlotte für seine Kampfkunst zu begeistern.

Heute hatte Charly zunächst etwas anderes vor. Ms. Jasinkovski, ihre Geschichtslehrerin, hatte es für eine gute Idee befunden, den Kurs mit einem unangekündigten Test – über was auch immer das aktuelle Thema gerade war – zu überraschen. Charly rechnete realistischerweise mindestens mit einem D, eher mit einem F, und das ärgerte sie dann doch. Also wollte sie jetzt raus an den Badesee und dort abhängen.

Charly stieg in ihren gelben Ford Mustang, warf ihren Rucksack achtlos auf die Beifahrerseite und drehte den Zündschlüssel um. Mit einem tiefen Brummen erwachte der Motor zum Leben. Sie drückte aufs Gas und schoss rückwärts aus der Parklücke. Als sie den Wagen zur Ausfahrt lenkte, bemerkte sie im Rückspiegel den hohen,

chromverzierten Kühlergrill eines Dodge Pickups. Patrick Dawsons Auto. Er war der Football-Quarterback und ein echter Hingucker. Jetzt gestikulierte er wild und unfreundlich in ihre Richtung. Charly seufzte frustriert und konzentrierte sich auf die Straße.

Zwanzig Meilen später lenkte sie ihren Wagen in den kleinen Weg, der zu dem bei Jugendlichen so beliebten versteckten Seeufer führte. Der See lag inmitten eines großen Waldes, der sich über mehrere Meilen erstreckte. Bei Jugendlichen war er deswegen so beliebt, weil er nicht nur tiefes Wasser und Klippen am Ufer bot, die sich hervorragend zum Cliff-Diving eigneten, sondern auch zahlreiche warme Quellen hatte, die den See zu einem heimlichen Badeidyll machten. Charly war wie alle anderen in dieser Gegend auch mit dem ungeschriebenen Gesetz aufgewachsen, dass dieses Kleinod nur für Eingeweihte da war und niemals irgendeinem Touristen oder sonstigen Außenstehenden gezeigt werden durfte.

Patrick mit seinem Pickup hatte offenbar denselben Weg wie sie. Er war die ganzen zwanzig Meilen hinter ihr geblieben, hatte ausreichenden Sicherheitsabstand eingehalten – wie Charly fand – und bog ebenfalls in den Schleichweg ein.

Sie hielt ihren Wagen auf der kleinen Wiese an, die als behelfsmäßiger Parkplatz diente, und nur wenig später kam der Pickup neben ihr zum Stehen. Sie stellte den Motor ab, stieg genervt aus und lehnte sich an die Tür.

»Verfolgst du mich, Patrick?«, fragte sie, als der Junge mit einem eleganten Hopser ebenfalls sein Fahrzeug verlassen hatte.

»Nee, ich hatte keinen Bock auf Spanisch und will jetzt baden. Ach übrigens: Pass beim Ausparken das nächste Mal besser auf«, bemerkte er säuerlich, fragte dann aber in versöhnlicherem Ton: »Und welchen Kurs schwänzt du?«

Charly war ein wenig erleichtert, dass er nicht anfang, mit ihr zu streiten.

»Ich hatte gerade Geschichte bei Jasinkovski. Und jetzt wäre, glaube ich, Geographie bei Boyle dran.«

»Jasinkovski, die alte Hexe«, stieß Patrick zwischen zusammengebissenen Zähnen aus tiefster Seele hervor.

»Ja, frag mal. Die hat heute aus dem Blauen heraus einen Test schreiben lassen. Das hat mir echt den Rest gegeben für den heutigen Schultag. Wer vermisst dich denn in Spanisch?«

»Ich hoffe viele«, antwortete er mit einem neckischen Lächeln. »Señor Alvaro ist aber der Lehrer. Kennst du den?«

Charly schürzte die Lippen. »Nee, den habe ich mal gesehen, aber ich habe ja kein Spanisch, sondern Französisch.«

Er deutete spielerisch mit dem Zeigefinger auf sie und unterstrich jedes Wort mit einer Handbewegung auf Charly zu. »Und das ist fast so nerdy wie Latein.«

»Willst du mich jetzt echt mit Ernestine Miller oder Asenath Pike vergleichen?«, fragte sie und stützte gespielt entrüstet die Hände in die Hüften.

Patrick hob abwehrend die Arme vor den Körper. »Auf keinen Fall! Du bist so ganz anders als die beiden Eulen.«

Charly war sein Blick auf ihr T-Shirt, als sie die Hände in die Seiten stützte, nicht entgangen. Vielleicht könnte der Tag doch noch gut werden. Allerdings war er ja offiziell an Sandy, eine von den Cheerleadern, vergeben. Jedenfalls war er das letzten Samstag noch gewesen. Aber die Cheerleaderin war nicht hier, dachte sie schelmisch bei sich.

Charly lächelte und hoffte, dass er das auf sein holpriges Kompliment bezog. »Ich wollte mich in die Sonne legen und vielleicht ein wenig schwimmen. Was hast du vor?«

»Dasselbe. Und die Chaosfahrerin anschauen, jedenfalls ursprünglich. Das mit dem Anschauen kann ich aber auch verschieben«, fügte er schnell hinzu.

»Kommst du mit rüber zu den Kliffs?« Charly hatte sich ein Herz gefasst. Mal sehen, was der Tag noch so brachte.

»Klar«, antwortete er sichtlich erfreut.

Sie gingen die kurze Strecke auf die andere Seite des Sees und die Kliffs hinauf, wo sie eine kleine, ebene Ausbuchtung fanden, von der aus sie einen schönen Blick über den See und den sie umgebenden Wald hatten. Sollte noch jemand kommen, würden sie auch sehen, wer hinter ihnen parkte. Charly legte sich in das Moos, das den steinigen Boden bedeckte und den Untergrund fast angenehm weich machte.

»Sommer in Maine. Gar nicht so kalt, wie alle sagen«, sagte Patrick angestrengt locker.

»Ehm-Hm«, antwortete sie mit geschlossenen Augen.

»Weißt du, was ich vergessen habe?« Bevor er den Spruch, der Charly auf der Zunge lag, kassieren konnte, fügte er schnell hinzu: »Meine Badesachen.«

Charly öffnete die Augen, drehte sich auf die Seite und sah ihn an: »Nun, du hast doch gerade gesagt, es sei warm in Maine, und hier ist doch keiner außer uns.«

»Du meinst, ich soll nackt baden?«

»Das, oder dein Auto wird nass.« Charly wurde die Situation langsam zu albern.

»Du hast auch keine Badesachen dabei«, bemerkte er unsicher.

»Offensichtlich, mein lieber Watson.« Sie lächelte verschmitzt. »Und wenn ich schwimmen will, werde ich den Notwendigkeiten entsprechend handeln.«

Charly stand auf, zog ihre Kleidung aus, drehte sich noch einmal zu Patrick um, der mit offenem Mund dastand, grinste kurz und sprang

vom Kliff in den See.

Das Wasser war eiskalt und sie unterdrückte nur mit äußerster Selbstbeherrschung ein Quieken, als sie wieder auftauchte. Neben ihr platschte Patrick ins Wasser und als er an die Oberfläche kam, schüttelte er den Kopf, prustete und konnte einen ähnlichen Laut unterdrücken, wie kurz zuvor Charly.

»Schlimmer, als ich dachte«, meinte er, als er wieder Luft geschnappt hatte.

»Nun sind wir schon mal drin. Wer als Erster hinten bei der Weide ist, hat gewonnen.« Charly wartete kurz auf Patricks zustimmendes Nicken und startete mit weiten Kraulzügen in Richtung der in etwa einer Hallenbahn Entfernung in den See ragenden alten Weide, deren Äste tief über dem Wasser hingen. Patrick war zunächst dicht hinter ihr, wurde dann aber schneller und konnte sie kurz vor dem Ziel um zwei Armeslängen überholen. Er schlug am Stamm des Baumes an, stellte sich ins bauchnabeltiefe Wasser und betrachtete Charly, die sich ebenfalls aufrichtete.

»Du bist wunderschön«, sagte er schüchtern.

»Du auch. Und ein schneller Schwimmer«, gab sie zurück und musterte seine sportliche Figur. Er schmunzelte und ging einen Schritt auf sie zu, Charly näherte sich ihm ebenfalls langsam. Dabei sahen sie sich tief in die Augen. Sie reichte vorsichtig ihre Hände in seine Richtung und Patrick lächelte, als sich ihre Finger berührten. Zunächst umspielten sich ihre Hände nur zögerlich tastend, bis sie sich ineinander verschränkten. Sie gingen gleichzeitig einen kleinen Schritt aufeinander zu, Charly hob ihre Arme seitlich etwas an, ohne dabei seine Finger loszulassen, und führte seine Hände hinter ihrem Nacken zusammen. Dann umschlangen sie sich und küssten sich stürmisch.

Charly kam sich vor wie im siebten Himmel. Da wollte sie eigentlich nur den frustrierenden Geschichtstest alleine am See verarbeiten und

jetzt knutschte sie mit dem heißesten Jungen der ganzen Schule nackt in eben jenem See herum. Manchmal war das Schicksal gut zu einem. Und seine Küsse waren warm und sanft, dabei zwar fordernd, aber nicht aufdringlich und sie erwiderte sie genauso leidenschaftlich.

»Legen wir uns nach oben in die Sonne und wärmen uns auf«, hauchte sie zwischen zwei Küssen. Er brummte zustimmend, nahm sie bei der Hand und sie beeilten sich, die kleine Anhöhe zum Kliff hinaufzulaufen, legten sich ins Moos und begannen, sich heftig und immer stürmischer zu erforschen.

Die Sonne wärmte ihre Haut.

Charly und Patrick schreckten auf, als sie das kräftige Blubbern eines großen Motors, der den Weg zum See herunterkam, hörten. Schnell rafften sie ihre Kleider zusammen und begannen, sich anzuziehen.

»Sucht dich dein Vater?«, fragte er und versuchte, seinen Schrecken durch einen Scherz zu überspielen.

»Das ist nicht unser Auto. Das muss irgendjemand anders sein. Vielleicht Sandy?«, spielte Charly auf Patricks Freundin an.

»Sandy kann nicht so schnell fahren.«

Charly, die inzwischen wieder Hose und T-Shirt trug, robbte an den Überhang des kleinen Kliffs heran und versuchte, den Wagen zu erspähen.

»Kennst du jemanden mit einem dunkelblauen Lincoln Town Car oder einem braunen Dodge Dakota?«

»Nee.« Patrick, nun ebenfalls wieder angezogen, kroch neben sie. »Sowas hat keiner, den ich kenne.«

Sie hatten zwei Autos entdeckt, der Lincoln war offenbar schon vor längerer Zeit und von den beiden unbemerkt angekommen. Der zweite, ein Dodge Pick-up-Truck, kam gerade in der Nähe des Lincolns gluckern zum Stehen.

»Oh, verdammt!«, rief Charly, als sie sah, wie vier Bewaffnete aus dem Dodge sprangen. Zwei gingen auf den Lincoln zu. Die anderen beiden blieben in einigem Abstand dicht am eigenen Wagen zurück. Aus dem Lincoln stiegen zwei Männer aus, die keine sichtbaren Waffen trugen. Auf der Mitte zwischen den Autos trafen die vier aufeinander und sprachen gestikulierend miteinander. Nach einigen Sätzen wurde die Diskussion heftiger und lauter. Einer der Männer aus dem Lincoln hob eine Hand mit einem funkelnden Metallstück darin und sagte etwas mir fester Stimme.

»Was hat er gesagt? US Marshal?«, fragte Patrick aufgeregt.

»Ich glaube schon. Dann wissen wir ja, dass die beiden im Lincoln die Guten sind. Hast du ein Handy?«

»Das ist im Wagen.«

»Großartig! Meins auch.«

Inzwischen hatte sich die Situation an den Autos zugespitzt. Die beiden Marshals hatten Pistolen in den Händen, die vier aus dem Dodge ihre Gewehre von den Schultern genommen und angelegt, beziehungsweise ihrerseits Waffen gezogen.

»Oh nein! Was geht da ab?«, fragte Charly aufgeregt und setzte sich zögerlich in Bewegung.

»Bleib jetzt bloß unten!«, flüsterte Patrick und bemühte sich erfolglos, sie am Arm zurückzuhalten.

Inzwischen schallten die aufgeregten Stimmen der sechs Männer über den See: »Runter mit den Waffen, ihr seid verhaftet!«

»Waffen weg, dann passiert euch nichts!«

»Runter mit den Kanonen, US Marshal Service!«

Dann plötzlich eröffnete einer der am Pick-up Stehenden das Feuer aus seinem automatischen Gewehr, der zweite schoss sofort im Anschluss und die Marshals sowie die anderen beiden aus dem Dodge warfen sich auf den Boden. Die Polizisten versuchten, sich links und

rechts hinter den Lincoln in Deckung zu rollen, die weiter entfernten Gegner sprangen auf und rannten zurück zum Pick-up. Der erste der Schützen hatte sein Magazin leergeschossen und langte durch das Fenster seines Wagens, um ein neues herauszuholen. Diesen Augenblick nutzte einer der Marshals, um ihn unter Feuer zu nehmen, während der andere in Richtung des zweiten Schützen zielte. Die beiden weiter Entfernten erreichten den Pick-up und brachten sich hinter dem Motorblock des schweren Dodge in Sicherheit.

Von da aus belegten sie die Marshals mit Deckungsfeuer, um sie bei dem Lincoln festzunageln.

Eine kurze Feuerpause nutzte einer der Marshals, um blitzschnell hinter dem Kofferraum aufzutauchen und in rascher Folge mehrere Schüsse abzugeben. Einer der Angreifer schrie auf, ließ seine Waffe los und fiel zu Boden. Eine Salve aus einem automatischen Gewehr zog eine Spur über die Windschutzscheibe des Lincoln und endete in der Brust des Marshals, der nicht rechtzeitig wieder in Deckung getaucht war. Mit einem Schmerzensschrei fiel er hinter den Wagen und außer Sichtweite der beiden Beobachter auf der anderen Seite des Sees zu Boden. Der zweite Marshal erkannte, dass er der Feuerkraft seiner Gegner unterliegen würde, und lief geduckt vom Auto weg am See entlang und tiefer in den Wald hinein.

Charly war inzwischen in Richtung des kleinen Trampelpfades zum Aufgang des Kliffs gekrochen, um sich erst dann aus einer gebückten Haltung zu erheben und parallel zu dem Fliehenden zu laufen. Patrick war dicht hinter ihr.

»Was hast du vor?«

»Ich will ihn auf uns aufmerksam machen; dann kann er hier lang und weiter in den Wald laufen.«

»Sollten wir nicht Hilfe holen?«

»Wo willst du denn so schnell Hilfe holen, bevor er erwischt wird?«

»Hätte ich mir nicht so vorgestellt, unser Blaumachen«, murmelte Patrick. Von unten waren einige Schüsse zu hören. Offenbar war der Fahrer des Lincolns weiter durch den Wald am Rande des Sees gelaufen und kam ihnen jetzt näher. Charly versuchte, ihn durch die Bäume des abschüssig verlaufenden Trampelpfades zu erspähen.

Sie hielt kurz inne, bis Patrick sich neben sie hinter eine große Weißesche kauerte. »Was machen wir jetzt? Wo ist er?«

»Da, er kommt um den See herum in unsere Richtung.«

»Und wo sind die Verfolger?«

»Weiß ich nicht«, antwortete sie ungehalten.

Charly lief weiter, um die Distanz zu verkürzen.

In einiger Entfernung waren wieder Schüsse aus Richtung der Autos zu hören. Offenbar feuerten die Angreifer blind in den Wald hinein.

»Charly, ich will nicht zu der Schießerei! Das ist Wahnsinn.«

»Dann lauf du nach Greensville und hol' Hilfe, ich versuche, den Flüchtling in den alten Stollen zu führen und auf der Nordseite wieder rauszukommen.«

»Mache ich, pass auf dich auf.«

Toller, heldenhafter Mann, dachte Charly ärgerlich bei sich und rannte mit einem »Hmmpf« weiter.

Der Flüchtende hatte sie inzwischen auch erspäht und deutete ihr mit ausladender Geste an, in Deckung zugehen. Charly bedeutete ihm, zu ihr zu laufen, während sie sich hinter eine dicke Ulme duckte.

Der Marshal hatte Charlys Zeichen verstanden und lief in ihre Richtung, um einer weiteren Garbe aus dem Wald zu entgehen.

»Was zum Teufel machst du hier?«, fragte er, als er sich neben sie hinter den dicken Stamm des großen Baumes warf.

»Ich versuche, Ihnen einen Weg hier raus zu zeigen.«

Der Verfolgte zog eine Automatik aus seinem Gürtelholster, neben dem eine Marke des US Marshal Service und eine kleine Taschenlampe

steckte.

»Bleib unten.«

Charly legte sich flach auf den Boden und war fast hinter dem Gebüsch um den Baumstamm verborgen.

»Marshal Gibson«, hallte ein Ruf aus dem Wald. »Wir haben deinen Kollegen schon erwischt. Komm raus und wir bringen es hinter uns.«

Der Marshal ließ seine Finger einmal um den Griff seiner Waffe gleiten, kniff den Mund zusammen, schloss kurz die Augen und sah sich dann um.

»Okay, wo geht's lang?«

»Am besten versuchen wir, zum alten Stollen zu kommen, durch den Stollen gibt es eine Abkürzung nach Greenville. Da können wir Hilfe holen.«

Er nickte kurz überlegend, warf einen Blick Richtung Gegner und sagte: »Gut, zeig mir den Weg.«

Charly deutete nach Nordosten. »Hier lang und dann gleich nach Norden abbiegen, da steht eine hohe, alte Eiche.«

Er nickte. »Los geht's. Ich bleibe dicht hinter dir. Und sei um Gottes Willen leise.«

Er warf einen hastigen Blick in die Umgebung, erhob sich dann schnell und bedeutete Charly mit einer kurzen Kopfbewegung vorzulaufen.

*Hoffentlich reichte der Stollen bis zum hinteren Ende des Berges, dachte sie besorgt bei sich. Ihre Mitschüler und sie hatten zwar schon die eine oder andere Party in beiden Stolleneingängen geschmissen, aber ob der Schacht wirklich ganz durch den Berg führte, wusste sie nicht. Keiner der Jugendlichen war unvorsichtig oder mutig genug gewesen, sich tiefer als ein paar Schritte in die Mine zu trauen. Es hieß hier also, auf das Glück zu vertrauen.*

Sie rechnete jeden Augenblick damit, dass wieder geschossen würde, aber das Gewehrfeuer blieb aus.

Nach einigen Minuten erreichten sie die alte Eiche, hinter deren Stamm sie sich in Deckung gleiten ließen. Von den Verfolgern war nichts zu hören.

»Ich bin Derry Gibson. US Marshal. Und du?«, stellte er sich im Flüsterton vor.

»Charlotte Bell. Schülerin.«

»Angenehm, Miss«, antwortete er mit einem kleinen, belustigten Grinsen. »Weiter, wir dürfen keine Zeit verlieren.« Sie bogen nach Norden ab, liefen geduckt durch die großen Farnfelder zwischen den Bäumen, wurden aber nicht wieder unter Feuer genommen.

Nach ein paar Minuten stoppte Derry. »Scheinbar haben wir sie abgeschüttelt. Gibt es hier irgendwo Mobilfunknetz?« Er hielt sein Handy in die Höhe.

»Wir sind mitten in Maine, wir haben hier 89% Waldfläche. Handynetzt gibt es so weit draußen nicht. Genau genommen muss man 'so weit draußen' mit außerhalb der Städte definieren, Sir.«

»Derry, nenn' mich Derry.«

»Okay, Derry, mich nennt man normalerweise Charly.«

»Danke, Charly, für deine Hilfe bis hier hin. Das hättest du aber nicht tun sollen. Die Jungs, die mich verfolgen, verstehen keinen Spaß und nehmen so gar keine Gefangenen.«

»Was sind denn das für schreckliche Leute?«

»Kann ich dir nicht sagen. Verbrecher eben. Was machst du eigentlich ganz alleine hier draußen?«

»Ich war nicht alleine. Mein ...« Charly stockte kurz. »... Freund und ich haben die Autos gehört und dann die Schießerei gesehen. Er ist los Richtung Greenville und wir treffen ihn und Hilfe am anderen Ausgang des Stollens.«

Derry nickte anerkennend und sagte: »Gute Idee von euch. Sehr umsichtig. Wo müssen wir lang zu diesem Stollen?«

»Da lang«, Charly deutete tiefer in den Wald hinein, »noch ungefähr eine Viertelmeile.«

Die beiden machten sich auf den Weg, immer darauf bedacht, möglichst wenig Lärm zu verursachen und gelegentlich zum Lauschen anzuhalten.

Sie gingen durch den weitläufigen, überwiegend aus Eichen und Hickory bestehenden Wald, bis sie einen kleinen, überwucherten Hügelkamm erreichten, in den ein von Dornenranken halbzugewachsener Stolleneingang führte. Hätte es die Überbleibsel von rostzerfressenen Schienen für Loren nicht gegeben, wären sie vorbeigelaufen.

»Da sind wir.« Charly deutete erschöpft auf den Eingang, der ihnen dunkel entgegengähnte.

Gibson sah sich erneut um und fragte: »Und du kennst dich da drin aus?«

»Naja, wir müssen genau auf die andere Seite. Wir haben das hier vor ein paar Jahren entdeckt, aber ganz tief drin waren wir noch nicht, das war zu unheimlich.«

Der Marshal seufzte und zog seine Taschenlampe aus dem Gürteltäschchen. »Die werden wir wohl brauchen. Wie weit ist es denn bis auf die andere Seite?«

»Das kann nicht viel mehr als eine oder zwei Meilen sein. Höchstens.«

»Dann komm.« Mit einem letzten Blick nach hinten machte sich Derry vorsichtig auf den Weg durch das Gestrüpp in Richtung Eingang.

Charly blickte sich auch noch einmal um, konnte aber nichts Ungewöhnliches entdecken. Die Vögel zwitscherten, in den

Baumkronen raschelte der Wind, alles schien friedlich. Sie riss sich von dem Anblick los und folgte dem Marshal in den dunklen Eingang.

Es roch muffig und feucht. Wie lange diese Mine schon nicht mehr genutzt wurde, konnte Charly nur erahnen. Die Stützbalken waren verwittert und sie nahm sich vor, sich auf gar keinen Fall irgendwo abzustützen. Im Schein der kleinen Taschenlampe sah sie einen Schienenstrang, der geradeaus weiter leicht abschüssig in den Stollen hineinführte, am Rand lag Geröll, und auch die Hinterlassenschaften von Tieren, die hier ihren Unterschlupf gefunden hatten, entdeckten sie immer wieder. Sie sahen ein paar Überbleibsel von Partys der letzten Jahre. Einige leere Dosen Light Bier und Energydrinks lagen teils überwuchert neben den Resten von Lagerfeuern. Bei einer umgestürzten Lore lag der abgebrochene Stiel einer Spitzhacke oder eines ähnlichen Gegenstandes, den die Bergarbeiter gebraucht hatten.

Derry ging weiter und dämpfte dabei die Lampe, um möglichst wenig Streulicht Richtung Ausgang zu erzeugen.

Bald verengte sich der Gang merklich. Offenbar hatten sie den Eingangsbereich verlassen und drangen tiefer in den eigentlichen Stollen vor.

»Kannst du genug sehen?«, fragte Derry mit einem kurzen Blick über die Schulter.

»Ja, geht schon«, erwiderte Charly tapfer.

Der Gang wurde nicht nur enger, sondern auch niedriger, sodass beide gezwungen waren, die Köpfe einzuziehen. »Sind das hier die Minen von Moria, oder welche Zwerge haben das gebaut?«, grummelte Charly vor sich hin, als sie immer mehr der in kurzen, regelmäßigen Abständen angebrachten hölzernen Stützpfeiler passierten. Sie alle waren alt und im Laufe der Jahre stark verwittert und von wer weiß was für Getier angefressen.

»Bist du dir eigentlich sicher, dass wir auf dem richtigen Weg sind?«

»Ja, schon. Es gibt ja nur den einen Weg und die Richtung stimmt noch.«

»Also, ich habe keinen Kompass.«

»Ich bin mir nicht ganz sicher, aber der Ausgang muss vor uns liegen. Sobald der Gang wieder ansteigt, müssten wir sogar Licht sehen. Der Eingang von der anderen Seite ist größer, und da trifft man sich oft zum Partymachen.«

Die Reaktion des Marshals konnte Charly nicht sehen, weil er aber weiter ging, war er wohl zufrieden.

Nach einiger Zeit stieg der Gang langsam wieder an und mündete in eine kleine Höhle. Die Schienen, denen sie gefolgt waren, endeten hier an einem etwa drei Meter durchmessenden Loch im Boden, über dem die Reste der Zugvorrichtung eines mechanischen Fahrstuhls zu erkennen waren. Hier ging es tiefer in den Berg zum eigentlichen Abbaugelände hinunter. Derry fuhr sich mit der Hand durch das Haar und schaute in den gähnenden Schlot. »Wie tief mag es da wohl hinunter gehen?«

Charly trat neben ihn und sah dem Strahl der Taschenlampe hinterher.

»So vier, vielleicht fünf Yards, würde ich schätzen. Wir können ja den Boden sehen.«

Unter ihnen ließ sich eine sehr viel breitere Höhle als die im Eingang erahnen. Im schwachen Licht der Lampe waren die Reste einer Lore zu erkennen, sowie eine große Menge Schutt und Felsgeröll.

»Gehen wir weiter«, befahl der Marshal.

Plötzlich krachte und knackte es über ihnen und einer der Trägerpfeiler gab mit einem lauten Krachen nach.

Charly versuchte, zur Seite zu springen, um dem von der Decke herabprasselnden Gestein zu entkommen, rutschte dabei auf einem Felsbrocken aus und stürzte und schlitterte hinab in das unter ihr

gährende Loch. Staub, Steine und morsche Holzsplitter begleiteten sie auf ihrem Weg in die Tiefe. Das Licht der Taschenlampe verschwand und sie schrie auf, als sie von Gesteinsbrocken getroffen wurde und hart auf die Reste der verrosteten Lore traf. Der Schlag trieb ihr die Luft aus den Lungen, aber ihre jahrelang geschulten Reflexe retteten sie, denn es gelang ihr, die größte Wucht des Aufpralls zu dämpfen und sich abzurollen. Die auf sie herniederregnenden Steine hingegen waren eine andere Sache. Sie wurde an zahlreichen Stellen getroffen und ein heftiger Knall auf den Kopf raubte ihr die Sinne.

Wie lange sie bewusstlos gewesen war, wusste sie nicht. Als sie wieder zu sich kam, war es dunkel und sie hustete Staub. Ihr Kopf und ihr linkes Knie taten schrecklich weh und auf ihrer Brust lag eine Ladung Schutt, aber auch Reste der Stützbalken, die sie vor Schlimmerem bewahrt hatten.

Röchelnd und hustend schnappte sie Luft und rief nach Derry, aber aus ihrer Kehle drang nur ein trockenes, ersticktes Krächzen.

Sie war gefangen in absoluter Dunkelheit unter wer-weiß-wie-viel Gestein. Die Luft war staubig und stickig. Ein heftiger Anflug von Panik ergriff sie. Charly versuchte, ihren Atem zu beruhigen und sich in sich selbst zu versenken, wie es ihr ihr Großvater in den langen Trainingseinheiten beigebracht hatte, und langsam bekam sie wieder einen klaren Verstand. Sie berührte mit den Fingern den schmerzenden Hinterkopf und ertastete eine zwar blutende, aber nicht allzu schlimme Platzwunde. Ihr Knie brannte stark, das Bein ließ sich aber unter Schmerzen bewegen, Rippen und Arme waren mit Prellungen davongekommen. Offenbar hatte sie zunächst Glück im Unglück gehabt. Charly rief in die Dunkelheit: »Marshal? Derry?«

Keine Antwort. Entweder war er auch verschüttet worden oder Richtung Ausgang gelaufen, um Hilfe zu holen. Sie wusste ja nicht, wie lange sie hier schon lag. Erneut griff die Panik nach ihr.

Als sie wieder klar denken konnte, fing sie an, sich vorsichtig zu rühren. Sie kroch langsam unter den Überresten der Stützbalken heraus, um nicht zu riskieren, dass sie doch noch ganz verschüttet wurde, wenn diese endgültig nachgaben. Das Geröll war leicht zu bewegen und schnell schaffte sie es, die Mitte des Loches zu verlassen und an eine der Wände zu kriechen. Ihr Knie tat dabei höllisch weh. Offenbar war es doch stärker verletzt als einfach nur aufgeschlagen. Sie stützte sich auf die Hände, ertrug den Schmerz und lehnte sich an das Felsgestein.

Was sollte sie jetzt tun, dachte sie bei sich. Abwarten bis Hilfe kam? Das setzte voraus, dass der Marshal es heil zum anderen Ende des Stollens geschafft hatte. Einen Ausgang suchen? Wie denn im Dunkeln ohne die Taschenlampe. Um Hilfe rufen? Wer sollte sie hören, außer vielleicht den falschen Leuten, denn die schlichen wahrscheinlich immer noch hier herum. Sie atmete tief durch und besann sich auf die Lektionen, die sie von ihrem Großvater gelernt hatte und regelmäßig vor und nach dem Training übte. Sie konzentrierte sich auf ihren Atem und nach und nach leerte sie ihren Geist. Sie nahm die beginnende Panik interessiert wie von außen zur Kenntnis und ließ sie ziehen, so wie sie alles weggleiten ließ, was vor ihrem geistigen Auge erschien. Nichts konnte sie aus der Ruhe bringen, sie ablenken oder in Angst versetzen. Nach einiger Zeit spürte sie sich im Einklang mit ihrem Selbst, der Welt, den Geschehnissen um sich herum. Sie verharrte in diesem Zustand der großen Gelassenheit, kehrte langsam wieder zurück in das bedrohliche Hier und Jetzt. Als sie ganz zurück war, schien ihr alles viel klarer.

Charly stöhnte vor Schmerzen auf, dann tastete sie sich weiter vor. Vielleicht sollte sie so lange im Kreis an der Wand entlangkriechen, bis sie einen Gang fand.

Die staubige, abgestandene Luft ließ ihren Hals austrocknen und verstopfte ihre Nase, der steinige, unebene Boden schmerzte an ihrem unverletzten Knie und schürfte ihre Hände auf. Sie tastete sich im Uhrzeigersinn auf der Suche nach einem Ausgang an der Wand entlang. Kurze Zeit später, die Charly aber wie eine Ewigkeit vorkam, stieß ihre Hand ins Leere. Sie hatte offenbar einen Gang gefunden. In welche Richtung der führen mochte, konnte sie nicht sagen, denn sie hatte durch ihre Bewusstlosigkeit die Orientierung verloren. Dennoch entschied sie sich, ihm zu folgen, nicht ohne zuvor einige Steine aufzuhäufen. Vielleicht konnte ihr das später als Wegweiser dienen.

Stück für Stück kroch sie unter Schmerzen weiter. Ihr durch den Sturz verletztes Knie brannte wie Feuer und drängte dadurch die Abschürfungen an Händen und Ellenbogen in den Hintergrund. Charly rang nach Atem. Was das überhaupt für ein Gang war, wusste sie nicht. Im Boden waren keine Schienen verlegt und der Weg erschien ihr nicht breit genug für einen Stollengang. Beim Tasten stieß sie immer wieder an beide Wände des Ganges. Sich aufzurichten, wagte sie nicht. Sie wollte sich im Dunkeln nicht auch noch ernsthaft den Kopf verletzen.

Nach einiger Zeit erreichte sie einen Haufen aus Felsgestein, der ihr den Weg versperrte. Mühsam tastete sie die Wände zu allen Seiten ab und je erfolgloser ihre Suche nach einem weiteren Durchgang war, desto ängstlicher wurde sie. Nur mit Mühe konnte sie ein verzweifelter Schluchzen unterdrücken. Panik würde ihr nicht helfen, das wusste sie genau, aber dennoch stand die Angst ganz nah bei ihr und versuchte, sie vollends in die Dunkelheit zu zerren. Und die Furcht wurde mit jeder Minute, die erfolglos verstrich, stärker und drohte, sie zu übermannen. Ihr Tasten wurde fahriger und schneller, kurz bevor sie sich endgültig einem Weinkampf hingab, lösten sich unter ihrer suchenden Hand Steine und fielen in eine Öffnung vor ihr. Charly schob mühsam einige von ihnen zur Seite und endlich meinte sie, einen

Weg freigeräumt zu haben, der groß genug für sie war. Vorsichtig kroch sie weiter, über die kleine Schutthalde hinweg, die ihr eben noch den Weg komplett versperrt hatte. Sie tastete sich voran, ihre Verletzungen wurden dabei zu einer Tortur, bis ihre Hand gegen einen Gegenstand stieß, der kein Stein war, sondern etwas aus Stoff. Unter ihren suchenden Fingern löste sich das Tuch fast sofort auf, sie nahm aber einen staubigen, muffigen Geruch wahr, wie trockener Schimmel. Direkt neben den Stoffüberresten konnte Charly einen weiteren Gegenstand spüren. Ein kleines Kästchen aus Holz, das Metallbeschläge an den Rändern und ein bewegliches Metallteil in der Mitte hatte. Ein Scharnier mit einem Vorhängeschloss.

Charly musste lachen und weinen zugleich. Da stürzte sie auf der Flucht vor irgendwelchen Killern in einen alten Bergwerksschacht, kroch durch die Dunkelheit und fand ein Schatzkästchen. »Wenn da drin jetzt der Eine Ring ist, werde ich ihn nicht anstecken«, schluchzte sie lachend unter Tränen, fast ein wenig hysterisch.

Sie nahm das kleine Kästchen und versuchte, einen Ausgang zu finden. Nachdem sie den ganzen zentralen Raum abgesucht hatte, war sie sich sicher, dass es keinen weiteren Weg gab, der nicht so verschüttet war, dass ein Freiräumen unmöglich erschien, sondern nur den, auf dem sie gekommen war. Verzweifelt brach sie vor dem kleinen Gang zusammen und verbrachte einige Zeit damit zu weinen und sich zu sammeln, bevor sie sich auf den Rückweg machte. Das Kästchen hielt sie dabei fest.

Eine schier endlose Zeit verging und sie war völlig erschöpft durch das Kriechen und die stickige Luft. Schließlich erreichte sie wieder die Stelle, an der sie heruntergestürzt war. Wenn es hier nur den einen Gang gab, dann musste sie auf demselben Wege heraus, wie sie hereingekommen war. Also war die einzige Möglichkeit für sie, es irgendwie zu schaffen, im Dunkeln einen Weg nach oben zu finden. Sie

Trainingseinheiten. Zu ihrem Missfallen traf sie tatsächlich nach ein paar Tagen wieder auf Southern, die in dieselbe Einrichtung geschickt worden war.

Natürlich, dachte Charly, das FBI hat Rahmenverträge für die medizinische Versorgung geschlossen.

Dennoch hatte sie genug Zeit, ausgiebig an einer aktiven Kontaktaufnahme zu ihrem Amulett zu arbeiten. Täglich versuchte sie, mittels ihrer Meditation eine Verbindung zu dem Mojo und der ihm innewohnenden Entität aufzubauen, und es gelang ihr zusehends besser. Nach und nach konnte sie schneller den Ort erreichen, an dem sie den von Menhiren umgebenen Teich vorfand, und immer öfter fand ein Gespräch mit dem Wesen oder Geistführer statt.

An einer der späteren Gelegenheiten sprach der unsichtbare Geist sie direkt an. »Du hast große Fortschritte gemacht. Weißt du jetzt, was die Wärme bedeutet?«

Charly, die sich nahe des Teiches niedergelassen hatte, hob den Kopf und antwortete: »Ich werde gewarnt, wenn ein Vampir in der Nähe ist, damit ist MIRAGE – bin ich – sehr im Vorteil und dafür bin ich dankbar.«

»Du wirst feststellen, dass du außerdem vor anderen Wesenheiten gewarnt wirst, die unentdeckt seit langer Zeit mit und unter den Menschen leben.«

Charly erschrak. Der Geistführer hatte ihr gerade offenbart, dass die Vampire nicht die einzige Bedrohung waren, die die Welt mit den Menschen teilte.

»Was für Dinge gibt es denn noch?«, fragte sie nach.

»Das kann ich dir nicht sagen, du musst es selbst herausfinden und erleben. Ich bin dein Begleiter, nicht dein Lenker.«

Nach einem Moment sagte sie mehr zu sich selbst als zu dem Wesen: »Dann sollten wir uns vorbereiten. Wir müssen herausfinden,

wie die Patronen hergestellt werden.«

»Gehe den Weg, den deine Intuition dir weist und überlege genau, welche deiner Einblicke du mit wem teilst.«

Charly legte nachdenklich den Finger an ihren Nasenflügel und fragte: »Wie lange gibt es dieses Amulett und dich eigentlich schon?«

»Ich zähle nicht in euren Jahren. Ich kann dir sagen, dass ich von deiner Warte aus gesehen schon sehr, sehr lange mit dem Gegenstand und seinen verschiedenen Trägern verbunden bin. Nur die wenigsten haben eine so starke Bindung aufbauen können, wie du es kannst, und die meisten hatten niemals eine Begegnung mit etwas, das ihr Menschen übernatürlich oder außerirdisch nennt.«

»Außerirdisch?«, Charly setzte sich ruckartig auf und sah sich auf der Lichtung um, konnte ihren Geistführer aber nicht entdecken.

»Du weißt, dass es so viel mehr gibt, als gewöhnliche Menschen wahrnehmen. Wie es in euren Sprachen allerdings genannt wird, ist von der Erkenntnisfähigkeit und -bereitschaft abhängig.«

Charly nahm diese Aussage so hin. Wie sollte sie auch mit so einem Wesen diskutieren? Wenn ihr Geistführer überhaupt als Wesen bezeichnet werden konnte, dachte sie bei sich.

»Wie bist du denn überhaupt in diesen alten Stollen, in dem ich dich gefunden habe, gekommen?«

»Das Amulett wurde dorthin gebracht und mehr kann ich dir nicht verraten. Der Anhänger soll seinem Träger dabei helfen, Dinge zu fühlen und sich vor Einflüssen zu schützen. Tatsächlich aktiv muss er aber selbst werden. Du bist eine Trägerin, die viel von dem, was in ihr verborgen ist, durch das Amulett wecken kann. Arbeite weiter daran und behalte deinen offenen und scharfen Geist.«

Charly stimmte in Gedanken zu und nahm sich vor, in Zukunft noch genauer zu spüren und sich treiben zu lassen.

Sie würde wie Wasser werden.

**Ende**  
Band 1

